



Mein Orient

Begegnungen mit Morgen- und Abendländern

Wolfgang Günter Lerch

T Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Wolfgang Günter Lerch
Mein Orient

Wolfgang Günter Lerch

Mein Orient

Begegnungen mit Morgen- und Abendländern

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Cairo mosque © iStockphoto.com/David Shultz

ISBN 978-3-7329-0305-4

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2017. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

„Ihr habt eure Religion und ich meine.“
Koran, Sure 109, Vers 6

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
1 Türkische Erfahrungen	13
1.1 Der starke Mann in Çankaya	13
1.2 Ingenieur, Ökonom und Derwisch-Bruder	17
1.3 Zyprische Horizonte.....	29
1.4 Das Türkenvolk im Wandel der Zeiten	34
1.5 Lobpreis einer zauberischen Stadt.....	37
2 Arabische Erkundungen	41
2.1 Abu Ammar und das Hammel-Essen	41
2.2 Wo einst König Faruk wandelte	44
2.3 Ölbaummoschee und Soldatengräber.....	49
2.4 Der Machiavellist auf dem Alawiten-Thron	53
2.5 Die schillernde Welt der Araber	56
2.6 Der „Bismarck“ am arabischen Golf.....	60
2.7 Was können die Schriftsteller bewirken?	64
3 Vom Pfauenthron zur islamischen Revolution	67
3.1 Ajatollahs und andere Islamisten	67
3.2 Iran – Land zwischen Licht und Finsternis.....	74
4 Zwischen Nordafrika und Mittelasien	83
4.1 Mohammed in der Steppe	86
4.2 Der Islam als Teil nomadischer Kultur.....	105

5 Enge Schluchten, hohe Berge	109
5.1 Kaukasische Impressionen	109
5.2 Die Kurden – Die ungeliebte vierte Nation	114
5.3 Die Gott und den heiligen Pfau verehren – Die Jezidi	124
5.4 Ubiquitär – Ein Mann namens Karlheinz.....	127
5.5 Libanesische Machtspiele	131
6 Brennpunkt Naher Osten	139
6.1 Das syrische Schlachthaus	139
6.2 In „geheimer“ Mission bei den Muslimbrüdern	150
6.3 Muslimbrüder und andere religiöse Eiferer.....	153
7 Israel und Palästina.....	157
7.1 Begegnungen im Heiligen Land	157
7.2 Die Tragik der Verwandtschaft	169
8 Deutsche Hilfe überall	175
8.1 Konflikte an Europas Rand und afrikanische Krisen	175
8.2 Auf Lermontows Spuren	178
8.3 Nomaden am Horn von Afrika	181
8.4 Die Geopolitik: Fruchtbarer Halbmond und Erdölregionen	184
8.5 Begegnung mit Annemarie Schimmel.....	188
8.6 Eine persönliche Bilanz: Zwischen Flucht und Wiederfinden.....	191
Syrische Elegie	201

Vorwort

Mit meinem Buch „Händler, Mullahs, Autokraten“, erschienen im Jahre 2003, wollte ich es eigentlich gut sein lassen. Ich schilderte darin Erlebnisse und Erfahrungen in Ländern jener Region, die man in unseren Breiten traditionell den „Orient“, also den Osten oder das Morgenland, nennt, obwohl einige dieser Länder und Staaten – von Marokko bis Ägypten – südlich oder sogar südwestlich unseres europäischen Kontinents liegen. Schauplätze dieser Aufzeichnungen waren Nordafrika, der Nahe Osten, die Arabische Halbinsel, die Türkei, Mittelasien und Iran. Es war ein journalistisches Buch, das nicht eigentlich *Erinnerungen* darstellen wollte, sondern eine mehr oder weniger ausführliche „Abbildung“ der Wirklichkeit jener Länder, so wie der Autor sie damals vorfand und – natürlich auf subjektive Weise – wahrnahm. Verflochten waren diese Impressionen mit politischen Erwägungen und Gedanken, historischen und kulturellen Fakten sowie manchen mentalitätsgeschichtlichen Deutungen, die auf einer ausführlichen Beschäftigung mit diesem Teil unserer Welt beruhten.

Im Grunde könnte man dieses Buch unter der Rubrik der journalistischen Reiseliteratur verorten. Zunächst hatte ich diese Kapitel im Wesentlichen für mich selbst geschrieben. Es machte mir einfach Freude, aus den wenigen Notizen, die ich von diesen Reisen noch hatte, insbesondere jedoch aus den synaptischen und neuronalen Verknüpfungen meines Gehirns, sozusagen als Gedächtnisübung, diese Inhalte hervorzuholen – ein Privatissimum vor allem in eigener Sache, denn als journalistischer Chronist jener turbulenten Ereignisse in unserer Nachbarregion maße ich mir keine außergewöhnliche, überdurchschnittliche öffentliche Bedeutung an. Ein Reporter in jenem uns vertrauten Sinn, ein „rasender Reporter“ gar wie Egon Erwin Kisch bin ich niemals gewesen, viel mehr ein Analytiker.

Was jedoch in diesem früheren Buch nicht vorkam, waren konkrete Menschen, so, wie sie mir vor Augen traten und wie ich sie im Gespräch und bisweilen auch privat wahrnahm. Je mehr ich darüber nachdachte, desto reizvoller erschien es mir, mich in einem gewissen Abstand an sie, an die Begegnungen mit ihnen zu erinnern. Immerhin waren einige unter ihnen, die Geschichte geschrieben haben, Weltgeschichte sogar, sei es auf eine positiv-konstruktive Weise, sei es durch ein tragisches Scheitern. Letzteres scheint mir übrigens häufiger der Fall zu sein als der Erfolg. Insbesondere waren das Politiker, denen

meine journalistische Begierde und die professionelle Pflicht als politischer Berichterstatter gleichermaßen galten. Doch waren auch Gelehrte und Vertreter anderer Berufe darunter, deren Bekanntschaft ich mehr zufällig oder aus persönlichen Anlässen machte.

Freilich, die Begegnungen mit ihnen abstrakt darzustellen, hätte wenig Anziehendes gehabt. So sind auch in den folgenden Texten die persönlichen Begegnungen in einen größeren, zuweilen auch politischen oder historischen Zusammenhang eingebettet. Dabei wird manches beschrieben, was mir eine Zeit lang entfallen oder im früheren Buch, der Kürze wegen, von mir weggelassen worden war. Persönliches Erinnern steht im Vordergrund, Pikantes und allzu Privates, gar Sensationelles oder Anstößiges aus dem Kreis der betreffenden Menschen ist nicht zu erwarten. Da wird mancher Leser vielleicht enttäuscht sein.

Es ist ein nüchternes Buch und dennoch auch ein emotionales Bekenntnis, ein individuelles Bekenntnis. Angesichts der Tatsache, dass es hauptsächlich um Personen geht, erscheint der Titel dieser Aufzeichnungen – „Mein Orient“ – sehr allgemein gehalten, ja sogar ein wenig abwegig; wenn er aber den Eindruck vermitteln sollte, dass der Verfasser der nachfolgenden Seiten dieser faszinierenden, freilich auch so verstörenden Weltregion auf eine merkwürdige, ihn selbst manches Mal rätselhaft anmutende Weise verfallen ist, so ist er gerechtfertigt. Am Ende dieses Buches werde ich darauf näher eingehen, denn mancher mag sich fragen, was an einer Weltregion, die eine blutige Krise nach der anderen gebiert, denn so anziehend sein soll. Mit dem alten Spruch „Ex oriente lux“ allein scheint es nicht mehr getan zu sein. Die Eskalation eines brutalen, sich auf den Islam beziehenden Terrors offenbart eine tiefe Krise dieser Region und ihrer Kultur, die in vielem an jene Krisen erinnert, die das christliche Europa vor nunmehr vierhundert Jahren durchgemacht hat – mit ebenso schmerzlichen, gewalttätigen Folgen für die Menschen und ihre Welt. Freilich: Der technische Fortschritt von heute macht die Folgen solcher Gewalt noch viel furchtbarer.

Insgesamt fast fünfunddreißig Jahre, von 1978 bis 2012, habe ich im Dienste der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* gestanden und das journalistische Handwerk betrieben. Es war die erfüllteste Zeit meines Lebens. Ich habe diesen Beruf immer als ein Beschreiben von Vorgängen und Taten aus dem *Hintergrund* begriffen, aus einer gesunden, doch auch empathisch interpretierten und interpretierenden Distanz; es ging mir darum, zu beobachten und das zu Beobachtende so kundig zu deuten, wie ich es vermochte, auf dem Wissensstand, der mir im

jeweiligen Augenblick zur Verfügung stand. Also nach bestem Wissen und Gewissen. Mehr kann der aktuell arbeitende Journalist, anders als der Geschichtsschreiber, nicht erreichen. Journalismus ist zu großen Teilen ein Tagesgeschäft, schon der nächste Tag mischt die Karten oft völlig neu. Die Zeitung ließ mir für meine Arbeit Freiräume, die man nicht anders als großzügig bezeichnen kann. Dafür bin ich ihr dankbar. Wenn es mir gelungen sein sollte, in diesen Texten auch manche bleibende Deutung und Einordnung der historischen Vorgänge im Nahen und Mittleren Osten zu geben, auf denen man hier und da aufbauen kann, hat das Buch seinen Zweck bereits erfüllt.

1 Türkische Erfahrungen

1.1 Der starke Mann in Çankaya

Jeder Türke kennt den Çankaya Kiosk. Das ist der Amtssitz des *Cumhurbaşkanı*, des Staatspräsidenten, den man bis vor wenigen Jahrzehnten in älterem, dem Osmanischen abgelaschtem Türkisch noch als *Reisicumhur* – den Kopf der Volksmenge – bezeichnete. Von Çankaya aus hat man einen prächtigen Blick auf ganz Ankara, die Hauptstadt der Republik von Mustafa Kemal Atatürks Gnaden. Und der Ghazi, der „Glaubenskämpfer“, wie die Türken den Retter und Wiederaufrichter ihres Volkes bisweilen auch heute noch ehrfurchtsvoll nennen, war es auch, der Çankaya auswählte und zu seinem offiziellen Sitz erkor. Er dachte dort, im Cankaya Köşk, über die Zukunft des im Jahre 1923 von ihm neu gegründeten Staates nach, empfing seine Freunde zu feuchtfröhlichen Gelagen oder Plaudereien und pflegte seinen Garten. Seither residieren und empfangen dort alle, die den Staat an höchster Stelle repräsentieren. Nur der gegenwärtige Staatspräsident, Recep Tayyip Erdoğan, der die Geschicke der Türkei seit eineinhalb Jahrzehnten lenkt, hat sich in den vergangenen Jahren seinen ur-eigenen Palast errichten lassen – und wurde dafür allenthalben gescholten. Er sei, so hieß es, weder Mehmet Fatih, der Eroberer Istanbuls im Jahre 1453, der begann, den Topkapi Serail, den berühmten Kanonentor-Palast in Istanbul, anzulegen, noch Sultan Abdülmedschid, auf den der Dolmabahçe-Palast im 19. Jahrhundert zurückgeht. Die Zeit sultanischer Selbstherrschaft und sultanischen Prunks sei in diesen demokratischen Zeiten vorbei. Neben Verschwendung warf man dem Politiker auch Großmannssucht vor. Er gebärde sich wie ein Sultan.

Im Jahre 1982 traf ich in Çankaya den damaligen Staatspräsidenten der Türkei, General Kenan Evren. Zusammen mit drei Kollegen – allesamt aus Deutschland – versuchten wir, herauszufinden, wer Kenan Evren war. Es war keine leichte Aufgabe und, um ehrlich zu sein, es gelang uns keineswegs erschöpfend, sie zu erfüllen. Das liegt u.a. daran, dass man sich mit Menschen wie diesem siebten Staatspräsidenten der republikanischen Türkei immer schwertun wird. Doch auch die besonderen Bedingungen seines Landes kamen hinzu, die mit mitteleuropäischen Maßstäben in jenen Tagen noch weniger zu messen waren als heute. Ein Putsch-General steht gegenüber westlichen Journalisten immer

mit dem Rücken zur Wand, deshalb sind seine Worte, ist sein ganzes Gebaren mit äußerster Vorsicht zu genießen.

Wir trafen auf einen Mann, der mit damals fünfundsechzig Jahren schon im Rentenalter war. Kenan Evren hatte bereits in den fünfziger Jahren eine steile militärische Karriere gemacht. Auf den ersten Blick wirkte er auf mich mehr wie ein freundlicher Pensionär; man konnte sich sehr gut vorstellen, wie er seine Enkel und Enkelinnen auf dem Schoß hielt und sie liebte und hätschelte. Als entschlossenen Troupier hingegen konnte man ihn nicht sofort identifizieren. Humorfallen spielten um seine Augen; er konnte witzig sein.

Kenan Evren wurde im Jahre 1917, das heißt noch zu Zeiten des Sultans, in Alaşehir in der westanatolischen Provinz Manisa geboren. So war er im weitesten Sinne ein Kind der sonnigen, lichten Ägäisküste. Seine militärische Ausbildung erhielt er mitten in der Epoche Kemal Atatürks, und zwar seit 1936. In den frühen Fünfzigerjahren – die Türkei war unlängst der NATO beigetreten – führte er ein Kommando in Korea, hatte Ankara sich doch im Korea-Krieg auf der Seite der Amerikaner an dem Waffengang beteiligt. 1978 wurde er Generalstabschef.

„Nun lernen Sie mich einmal persönlich kennen“, meinte er, „und Sie sehen, dass ich kein schrecklicher Diktator, kein Menschenfresser bin, wie es heißt. Das sind alles Verleumdungen.“

Genau der jedoch war er, und zwar seit dem 12. September des Jahres 1980. Als Chef des Generalstabes hatte er die Armee zum dritten Mal in zwanzig Jahren an die Macht geputscht. Eine Woche zuvor hatten in der Stadt Konya in Zentralanatolien Anhänger des Islamistenführers Necmettin Erbakan (1926–2011) eine Demonstration organisiert, bei der sie unter der Parole „Tek yol islam“ – der Islam ist der einzige Weg – unverhohlen die Einführung eines „islamischen Systems“ und eine „gerechte Ordnung“ (adil düzen) auf der Grundlage des Korans in der Türkei gefordert hatten. Es war der vorläufige Höhepunkt von inneren Auseinandersetzungen, die seit vielen Jahren andauerten und längst auch brutale, terroristische Züge angenommen hatten. Täglich veröffentlichten die Zeitungen des Landes Rubriken, in denen die Anzahl der am Vortag von linken oder rechten Terroristen erschossenen Menschen angegeben wurde. Allmählich waren, wie der General erläuterte, praktisch alle Städte des Landes, von Çanakkale im Westen bis Erzurum im Osten, davon betroffen. Die Türkei war in jenen Siebzigerjahren in einer Orgie von Gewalt und Blut versunken. Viele Städte waren geteilt: Eine Hälfte wurde von militanten Linken beherrscht, von revolutionären Volksfronten und demokratischen Volksfronten marxistischer,

maoistischer Provenienz, die andere Hälfte von rechten Extremisten, den sogenannten „Idealisten“ (ülküçüler) oder Grauen Wölfen; oder von Islamisten, die seit den frühen Siebzigerjahren immer mehr Zulauf gefunden hatten. Ministerpräsident Süleyman Demirel (1924–2015), konservativ und Dauer-Rivale des Sozialdemokraten Bülent Ecevit (1925–2006), befahl den Ordnungskräften, endlich ihres Amtes zu walten und Ordnung zu schaffen. Doch vergebens: Auch die Sicherheitskräfte waren in Linke und Rechte gespalten, sie paralyisierten sich gegenseitig und konnten die öffentliche Ordnung nicht aufrechterhalten. Das Land versank im Sumpf der terroristischen Gewalt. Auch führende Politiker und Publizisten wurden ermordet: der linke Journalist Abdi İpekçi, die religiöse, doch weltlich gesinnte Professorin Bahriye Üçok, der rechtsgerichtete Politiker Gün Sazak. Auch die Zeitungen, die darüber berichteten, schienen in blutroter Druckerfarbe zu ertrinken.

Das brachte den General und seine militärischen Mitstreiter auf den Plan. Er befahl, den Augiasstall auszumisten, und die Armee legte los. Alle Parteien wurden verboten und aufgelöst, alle bisher aktiven Politiker in die Wüste geschickt. Innerhalb weniger Tage und Wochen wurden mehr als 10.000 Menschen festgenommen. Es gab Hunderte Todesurteile, nach kurzem Prozess, im wahrsten Sinne des Wortes. Es waren Prozesse unter Kriegsrecht, die mit Rechtsstaatlichkeit nichts zu tun hatten. Auch wurde in den Gefängnissen gefoltert. Ganz genau erfuhr man es erst viele Jahre später, als die Opfer und die Betroffenen redeten, und man trachtete dann auch danach, Evren doch noch vor Gericht zu stellen, im Alter von über neunzig Jahren.

Dies alles rechtfertigte Kenan Evren jedoch durch die türkische Verfassung und die Geschichte der Türkischen Republik. Und der lächelnde General mit den Humorfalten um die Augen lag damit noch nicht einmal ganz falsch. Die Republik Türkei wurde 1923 von einem General gegründet, eben Mustafa Kemal Atatürk (1881–1938), und die Armee spielte seither in diesem Land eine tragende Rolle. İsmet İnönü (1884–1973), der Nachfolger Atatürks, den die Türken den „zweiten Mann“ nennen, hatte ebenfalls eine militärische Karriere hinter sich, bevor er Staatspräsident wurde, und so folgte General auf General an der Spitze des Staates. Im Jahre 1960 putschte General Cemal Gürsel (1895–1966) gegen die zivile Regierung von Adnan Menderes (1899–1961), machte ihm den Prozess und ließ ihn hinrichten; elf Jahre später griff die Armee wieder ein, nachdem es in mehreren Dutzend Wahlgängen nicht gelungen war, ein Staatsoberhaupt zu wählen.

„Retter der Nation“ – so empfand sich Kenan Evren und er pochte auf jene Abschnitte in der damaligen türkischen Verfassung, die es der Armee vorbehielten, einzugreifen, wenn die säkulare Ordnung der Republik und die nationale Einheit der Türkei in Gefahr waren. Angesichts der vorherigen Gewaltorgien konnte man dieser Intervention eine gewisse Legitimität nicht absprechen. Immer hatte das türkische Militär so gehandelt und man musste ihm zugutehalten, dass es sich nach seinen Eingriffen immer wieder in die Kasernen zurückgezogen hatte. Das unterschied das türkische Militär von anderen Armeen in der Welt, vor allem jedoch von den Streitkräften im arabischen Nahen Osten. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war das türkische Militär eine fortschrittliche Kraft gewesen, von ihm gingen viele Impulse der Erneuerung und Verwestlichung der Gesellschaft aus. Schon Sultan Selim III. (1789–1808) hatte durch eine Heeresreform (nizam-i cedid) den Anstoß zu Reformen im Lande generell gegeben. Nicht zuletzt Staatsgründer Atatürk ist dafür ein Beispiel, denn dieser „Graue Wolf“, wie Lord Kinross ihn etwas missverständlich nannte, war schließlich auch aus dem Militär hervorgegangen und hatte als General im Ersten Weltkrieg einige Siege errungen, die seine Popularität verstärkten. Am spektakulärsten waren die Ereignisse auf der Halbinsel Gallipoli, wo Osmanen und Deutsche zusammen die dort gelandeten Einheiten der Engländer, Australier und Neuseeländer wieder vertrieben.

Und auch Kenan Evren hielt Wort: Nach drei Jahren verordnete er politische Normalität, es gab Wahlen, wengleich unter Beobachtung der Armee, an denen drei neue Parteien teilnehmen durften. Turgut Özal (1927–1993) gewann mit seiner neuen Partei und wurde Ministerpräsident, Evren blieb Staatspräsident bis zum Jahre 1989. Die von den Militärs favorisierte Partei unter dem Militär Necdet Calp hingegen erlebte bei den Wahlen ein Desaster. Das türkische Volk hatte große politische Reife bewiesen. Es wollte Demokratie, keinen neuen militärischen Autoritarismus und keinen neuen starken Mann an der Spitze.

Erst danach wurde das ganze Ausmaß der Gewalttaten bekannt, die das Militär begangen hatte. Kenan Evren wurde uralt und sollte noch als Greis von über neunzig Jahren zur Rechenschaft gezogen werden. Doch dazu kam es nicht mehr. Zwar wurde er noch zu lebenslanger Haft verurteilt, doch wegen seines hohen Alters und seines schlechten Gesundheitszustandes musste er die Strafe nicht antreten. Er starb 2014. Sein Bild in der Geschichte ist daher schwankend.

Als wir ihn 1982 besuchten, trafen wir hinterher auf den Straßen und Plätzen der Städte niemanden, ob Student oder Hausfrau, Professor oder Anwalt, Händler oder Beamter, Schüler oder Künstler, der das Eingreifen des Militärs 1980 nicht mehr oder weniger begrüßt hätte.

„Endlich kann man sich wieder auf die Straße trauen“, hörten wir damals unzählige Male. „Wir alle atmen auf. Die politischen Morde haben aufgehört.“

Hier zeigt sich wieder die andere Seite der Rolle des Militärs. Wer weiß, welche Katastrophe sich ereignet hätte, wenn das Militär im Verein mit der Politik ganz untätig geblieben wäre. Dennoch verließen wir Çankaya Köşk mit einem unbestimmten Gefühl des Missbehagens.

Ein deutscher Autor schrieb einmal über das Wirken des Diktators Sulla im alten Rom, der mit „harter Hand“, mit seinen berüchtigten Proskriptionen, gegen Korruption und Gewalt durchgegriffen hatte, er sei für einen Staat und eine Gesellschaft, die einen Sulla nicht nötig hätten, die ihn überflüssig machen würden. Oder eben einen General Kenan Evren. In unseren Tagen hat das Militär in der Türkei noch immer viel zu sagen, doch hat das Regime Erdoğan seinen bis dahin übermächtigen Einfluss doch eingrenzen können. Freilich: Erdoğan tat dies nicht unbedingt aus demokratischer Überzeugung, sondern weil er Spielraum für seine Form einer „islamischen“ Politik brauchte, gegen die das Militär nach wie vor Einwände hat. Noch Erdoğan politischer Ziehvater Necmettin Erbakan war ja 1997 in einem „sanften Putsch“ vom Militär aus dem Amt des Ministerpräsidenten gejagt worden. Das wollte sich Erdoğan ersparen. Seit dem gescheiterten Putsch vom 15. Juli 2016 regiert er endgültig autokratisch.

1.2 Ingenieur, Ökonom und Derwisch-Bruder

Wahrscheinlich ist es noch zu früh, um ein endgültiges Urteil über das historische Wirken des türkischen Politikers Turgut Özal abzugeben, der im Amt des Staatspräsidenten 1993 verstarb. Zuvor war er Parteigründer und Ministerpräsident gewesen – ein ziemlich erfolgreicher sogar.

Ich hatte den kleinen, dicklichen Mann mit den lebhaften Augen hinter einer Hornbrille – erst in späteren Jahren trug er modischere Augengläser – erstmals 1982 kennengelernt, als er dem Militär als unabhängiger Wirtschaftsfachmann diente. Ein solcher war er zweifellos. In Malatya, im Herzen Anatoliens, im Jahre 1927 geboren, war er, jedenfalls was seine *religiöse* Gesinnung betraf, so etwas wie der Vorläufer, ja der Prototyp des späteren Ministerpräsidenten Recep Tayyip Erdoğan, wenn auch charakterlich anders geartet: islamisch-fromm, an der wirtschaftlichen Modernisierung seines Landes interessiert, bestrebt, die Türkei nach asiatischem Vorbild zu einem „Tigerstaat“ zu machen, kurz: zu mo-

dernisieren. Was ihm fehlte, war die zunehmend autokratische Attitüde, die später Erdoğan kennzeichnete. Özal war, wie Erdoğan eine Generation später, am Beginn seiner Karriere auch ein Jünger des Islamistenführers Necmettin Erbakan gewesen, hatte dann aber das Lager der Islamisten verlassen; seine Frau Semra trug niemals Kopftuch, und sie rauchte in aller Öffentlichkeit Zigarillos. Als ein Attentäter im Parlament auf ihn schoss, erklärte Özal anschließend unter dem Beifall der Abgeordneten im Plenarsaal: „Nur Allah kennt das Ende meines Lebens, nur er wird mich töten!“ Tosender Beifall.

Unter der Militärdiktatur nach 1980 entwarf Turgut Özal, ursprünglich als Ingenieur ausgebildet, große Pläne. Er erklärte mir, dass er die bis dahin weitgehend geknebelte türkische Wirtschaft entfesseln wolle. Zunächst gelang es ihm, jenseits der militärischen Ordnung wieder Struktur in das Wirtschaftsleben zu bringen. Allmählich füllten sich die Märkte und Regale wieder, das Basarleben erreichte den früheren Standard – in jeglicher Hinsicht, das heißt auch in Bezug auf jene eigentümlich abgehobene Leichtigkeit des Seins, die dem Feilschen auf orientalischen Basaren innewohnt. Das Feilschen machte wieder Spaß. Man war nicht mehr an Leib und Leben bedroht wie in den Jahren zuvor. Mit dem Anatolier Özal kam so etwas auf wie eine Bete-und-arbeite-Mentalität, die sich im Laufe der Jahre ausbreitete und ausweitete. Sie überwölbte als Mentalität das technokratische Element des Handelns. Die Türkei folgte bis zu diesem Zeitpunkt in der Ökonomie einem Mischsystem, das auf Atatürk zurückging und einen privaten Sektor mit einem etatistischen, staatlichen Sektor verschmelzen wollte. Der Pragmatiker Atatürk unternahm den Versuch, die Privatwirtschaft mit Elementen zu verbinden, die er in der jungen Sowjetunion vorfand. Deren Experiment zog damals nicht wenige Menschen an, so auch den türkischen Staatsgründer. Özal hingegen empfand den Etatismus als Hindernis.

Bei unserem Treffen erklärte mir der quirilige Mann, wie Spanien, Griechenland oder Italien könne auch die Türkei zu einem „Mekka des Tourismus“ werden. Dafür hatte man die Grundsteine schon gelegt. An der Südküste, in Kemer und Side – einem bis dahin beschaulichen Fischerdorf, das als Geheimtipp für türkische Intellektuelle galt –, wuchsen die ersten Hotelanlagen und Touristenburgen in die Höhe und Breite. Als Turgut Özal schließlich regulärer, gewählter Ministerpräsident wurde, ging er diesen Komplex auf massive Weise an – was einer seiner größten Erfolge wurde. Tatsächlich gelang es der Türkei, mit Italien und Spanien im Tourismus gleichzuziehen, ja ihnen zeitweise sogar den Rang abzulaufen. Dass dies auch Nachteile mit sich brachte, erübrigt sich zu sagen. Man sieht die baulichen Ungetüme an der türkischen Südküste auf den ersten

Blick, wenn man an der Küste der Ägäis oder des östlichen Mittelmeeres entlangfährt. Als ich im Jahre 1968 erstmals die Türkei besuchte, hatte Antalya etwa 80.000, vielleicht auch 100.000 Einwohner, heute sind es mehr als eineinhalb Millionen, wenn nicht mehr; das spricht Bände. Die Türkei hat in den vergangenen Jahrzehnten eine Verstädterung ohnegleichen erlebt, woran die Wirtschaftspolitik Turgut Özals nicht wenig Anteil hatte, und die große Mehrheit der Türken dürfte diese Entwicklung auch begrüßt haben. So sehr man die Nostalgie manch eines Liebhabers der „alten“ Türkei nachempfinden kann, so sehr muss man andererseits das Recht der Bevölkerung auf Modernisierung und Anhebung des Lebensstandards anerkennen. Antalya ist heute auch für viele Türken aus dem Norden attraktiv geworden, wegen der hohen Lebensqualität und des milderen Klimas. Der Zuzug aus dem überfüllten Moloch Istanbul zum Beispiel ist enorm. Und in dieser sonnenverwöhnten Region der Türkei ist die Lebenserwartung am höchsten. Nicht nur junge und dynamische Türken, sondern auch viele Pensionäre ziehen sich in den türkischen Süden zurück. Und inzwischen sogar viele Deutsche, natürlich auch wegen der Sonne.

Als ich Turgut Özal damals zum Abschied die Hände schüttelte, wusste ich, dass dieser Mann in den kommenden Jahren noch eine große Zukunft haben würde. Und so kam es auch: Nach der Rückkehr des Landes zum zivilen politischen Leben 1983 gründete er die „Mutterland-Partei“, Anavatan Partisi, die einige Zeit die bestimmende Kraft im Lande blieb und Jungpolitiker wie Mesut Yilmaz (Jahrgang 1947) anzog. Yilmaz wurde der Kronprinz und übernahm später die Parteiführung wie das Ministerpräsidentenamt. Die Partei versuchte, nach dem Vorbild ihres Gründers Wirtschaftsliberalismus, Konservatismus und islamische Gläubigkeit zu verschmelzen. Damit wies Özal in fast prophetischer Weise jener Politik den Weg, die dann nach 2001 im Lande Platz griff, zunächst ziemlich erfolgreich war, doch die Gesellschaft auch über die Maßen polarisierte. Heute, da diese Zeilen entstehen, zerfällt die Türkei wieder in zwei Lager, die sich in erbitterter Feindseligkeit gegenüberstehen. Den frommen Sunniten der AKP, der Partei für Gerechtigkeit und Aufbau, stehen all jene gegenüber, die weniger fromm, bisweilen auch unfromm, alevitisch oder überhaupt ganz anders, alternativ, sind. Eine Zivilgesellschaft entsteht, die so bunt werden dürfte wie die in Mitteleuropa. Für sie ist die AKP untragbar, für die wirtschaftlich strebsame Art dieser AKP-Wähler hat sich indessen im Westen der Begriff „islamischer Calvinismus“ etabliert.

Auch als Ministerpräsidenten durfte ich Özal erleben. Meine Begleiterin aus dem Außenministerium brachte mich in Ankara vom Gästehaus der Regierung,

das direkt gegenüber dem ersten Parlament der jungen Republik aus den zwanziger Jahren lag, zum Amt des Ministerpräsidenten, wo man mir in einem geräumigen, bequemen Sessel einen Platz anwies; hier sollte ich warten. Das Besondere an der Situation war, dass Turgut Özal schon im Raum war. Ungefähr zehn Meter von mir entfernt fand eine Vorstellung statt, wie ich sie in der Türkei nicht mehr vermutet hatte. Wir alle waren ja mit der Meinung groß geworden, dass Kemal Atatürk die Türkei verwestlicht habe; und so erwarteten wir als Journalisten, dass auch das Gebaren wenigstens der Politiker ein mehr oder minder westliches sein werde, mehr oder minder, wie gesagt: also geschäftsmäßig, pragmatisch, ziemlich geräuschlos und wenig hierarchisch.

Um so größer war mein Erstaunen, als ich sah, wie gestandene Minister vor dem *Başbakan* einen Kotau machten, wie man ihn wohl nicht besser von den Mandarinern in China vor dem Kaiser hätte erleben können. Wenn ich mich nicht irre, empfing er der Reihe nach Minister und Mitarbeiter, die hintereinander vor ihm standen und, nachdem ihre Angelegenheit besprochen war, unter vielmaligen Verbeugungen und Verneigungen wie Schuljungen nach rückwärts das Weite suchten. Dabei hatte ich den Eindruck, dass Özal das gar nicht verlangte, man gehorchte einfach der Väter Sitte. Er war der Chef, dem man diese Art der Verbeugung schuldete.

Da begriff ich, wie orientalistisch die Türkei noch war – die Kemalisten mögen es mir verzeihen. Die Kotalen waren gewissermaßen Überreste der Proskynesis, die man im antiken Orient dem Herrscher schuldig war.

Im Bundeskanzleramt, erst recht vor einem Schuldirektor oder einem normalen Firmen-Chef in Deutschland würden derlei Gesten der Unterwerfung und Unterwürfigkeit nicht anders als lächerlich wirken.

Im anschließenden Gespräch mit Özal ging es dann eher locker zu. Der Mann hatte keinerlei Mauer um sich herum. Die kam ihm nur qua Amt und Tradition zu. Er strich die ökonomischen Erfolge seiner neoliberal strukturierten Politik heraus, lobte die Tourismusindustrie, die tatsächlich zu boomen begann, und stellte abermals Japan und Taiwan als seine historischen Vorbilder dar. Was Japan gekonnt habe, könne die Türkei ebenso. Doch auch Özal hatte mit dem überkommenen, auf Atatürk selbst zurückgehenden Etatismus in der Wirtschaft zu kämpfen. Der staatliche Sektor lastete wie Bleiklötze auf der türkischen Wirtschaft. Das Fernsehen präsentierte Turgut und Semra Özal immer als modernes muslimisches Ehepaar, in der Tradition wurzelnd, doch dem zeitgenössischen Leben, vor allem der Technik, zugewandt. Einmal zeigte das türkische Fernsehen, wie Turgut Özal selbst am Steuer, Semra neben sich, über die Bosphorus-Brücke fuhr – natürlich in einem in der Türkei gefertigten Auto der